

Johann Nussbaumer

Die Jagd an der Schwelle zum 3. Jahrtausend – Zielsetzungen, Aussichten, Perspektiven.

Von Jagd und Jäger sind im Laufe der Zeit viele kulturelle Impulse ausgegangen, die noch heute in vielfältiger Art im Volke weiterleben. Um den Jäger und sein Wirken verstehen zu können, muß man sein Tun zum Ursprung zurückverfolgen. Wenn ich Sie zu Beginn meiner Ausführungen kurz in die Zeit der Urjagd zurückführe, dann deshalb, um Ihnen vor Augen zu führen, wie sehr gerade der Jäger ursprünglich von seiner Umwelt bestimmt wurde, denn er mußte sich ja außerhalb der schutzbietenden Wohnhöhle den Gefahren in der freien Natur stellen und bestehen. Seine Erlebnisse, die oft von mystischen Begleiterscheinungen umrahmt waren, ließen Glaube und Aberglaube dicht nebeneinander vorkommen.

Unter den Einwirkungen seiner Umwelt, aus der seelischen Einstellung zu Dingen und Erscheinungen des Lebens, des Lebensablaufes, des Kampfes ums Dasein in allen seinen Formen, aus guten und bösen Erfahrungen, aus dem uralten Glauben, daß Erfolg und Mißerfolg, Glück und Unglück von einer höheren Macht irgendeiner Art bestimmt werden, entwickelten sich Handlungen und Unterlassungen oft sinnlos scheinender Art, die als »Bräuche« oft bis heute bestehen blieben.

Keine andere Gruppe des Volksbrauchtums zeigt so deutlich wie die Jägerbräuche, welche hohe ethische Werte in ihnen wohnen. Wir ersehen auf vielen Gebieten den Einfluß des Jägers auch auf die nichtjagende Bevölkerung, sei es in Kleidung, Schmuck, Poesie, Schrifttum, Musik und noch vieles andere mehr, was nur am Jäger typisch ist und was man nachzuahmen oder wiederzugeben versucht. Auf dem Gebiet der Musik möchte ich nur die Oper »Der Freischütz« von Carl Maria von Weber erwähnen, wo der Schütze mit dem Teufel einen Pakt über seine Freikugeln abschließt.

Der Wirkungsbereich des Jägers – also Wild und Revier, sein Mitleben im Jahreslauf des Werdens, des Seins und des Vergehens in der Natur, begeistert auch weite Bevölkerungsschichten. All das könnte jedoch niemals so sein, wenn der Jäger ohne Beachtung der ihm eigenen Regeln, also brauchturnslos, handeln würde.

Das bloße Töten von Wild, um es dem Verbraucher zuzuführen, hätte den Jäger mutmaßlich in einem geringen Grade zum Wirtschaftsfaktor werden lassen, aber niemals zum Träger hoher ethischer, des Volksleben und die schönen Künste befruchtender Werte.

Erst das jagdliche Brauchtum macht den Jäger zu dem, was er ist: zur lebendigen, volkstümlichen oder heroischen Gestalt, der wir schon in frühesten Sagen, vielen Volksmärchen, wie in dem vorerwähnten Stoff zur Oper »Der Freischütz« und im ganzen, – auch im neuzeitlichen Kunstschaffen – immer wieder begegnen. Auch die Trophäe spielt in der Jagd eine große Rolle, wobei das Wort »Trophäe« ursprünglich ein denkwürdiges Ruhmmal bedeutete, das aus erbeuteten Waffen nach siegreichen Seeschlachten oder aus abgewehrten Landungsversuchen an jener Stelle errichtet wurde, wo sich der Feind zur Flucht wandte. Erlesene Beutestücke, die man einer Gottheit opferte, nannte man ebenfalls »Trophäen«.

Dem Menschen der Frühzeit galt, und allen primitiven Völkern von heute gilt das erbeutete Tier vor allem als realer Wert an Fleisch, Haut, Knochen, Sehnen, Horn usw. Schon früh aber finden sich auch Anzeichen für die ideelle Wertschätzung gewisser Teile der Jagdbeute. Die in den einst von jungsteinzeitlichen Jägerhorden bewohnten Höhlen gefundenen Anhäufungen von Zähnen oder in primitiven Steinkisten deponierten Schädel des Höhlenbären etwa

sind vermutlich Kultgegenstände und damit Zeugen einer ideellen Wertung. Aber man fand auch durchbohrte Zähne, die an einer Schnur gereiht, am Körper getragen wurden, teils als Hals-, teils als Arm- oder Fußringe. Dabei dürfte die Trophäe jedoch nicht allein als Schmuck gedient haben, denn der Tierzahn ist ein uraltes Zaubermittel – ein Amulett.

Aber auch die immer wieder in Erscheinung tretenden Einflüsse der Erotik mögen mitgespielt haben. Ein Jäger, der sich mit den Zähnen des Wildschweines schmückte, auf dem Kopf die Haut eines Bärenschädels trug und mit der Decke des wehrhaften Wisents bekleidet war, mußte als begehrenswerter Held erscheinen, da er ja den Kampf mit diesen gefährlichen Tieren erfolgreich bestanden hatte.

An der Entwicklung der heute üblichen Jagdtrophäen war auch die Christianisierung des germanischen Raumes maßgeblich beteiligt.

Das Pferd war den Germanen Opfertier von überragender Bedeutung und ein Pferdeschädel an den Wohnstätten außen angebracht, diente dazu, um alles Übel, das dem Hause drohen könnte, abzuwehren. Im Zug der Christianisierung wurde das Pferd geächtet und sein Fleisch als unrein erklärt. Im Laufe der Zeit verschwanden die Pferdeschädel von den Hausgiebeln und wurden durch die Schädel anderer Tiere, etwa des Hirsches, ersetzt, von denen man dieselbe Wirkung erwartete. Aus Hirschhorn wurden dazumal auch vielverwendete Heilmittel hergestellt, wie etwa Hirschhornsalz, Hirschhornöl durch trockene Destillation von Hirschgeweihen. Gamskruken und Rehkronen hingegen wurden kaum beachtet, beide Wildarten waren Küchenwildbret.

Der Steinbock aber war eine wandelnde Apotheke. Sein Horn z. B. schützte das Haus vor Unbill, daraus gedrechselte Becher zeigten Gift an und Ringe aus Steinbockhorn bevorstehendes Unheil.

Auch die Begriffe »Links« und »Rechts« waren schon früh in der Jagd von großer Bedeutung. So sagt auch heute noch die Mutter zum Kleinkind »Gib' schön das rechte Handerl«, denn die rechte Hand ist die »schöne«. Sie ist die im Leben wertvollere, weil sie normalerweise die Arbeitshand ist. Mit der Rechten führt man Waffe und Werkzeug und die Rechte reicht man zum Handschlag. Das Auflegen der rechten Hand war Rechtssymbol bei Besitzübertragungen und die rechte Hand ist Schwurhand. Die linke Hand ist die Herzhand. Sie wehrt nach altem Volksglauben Unheil ab. Der kleine Finger der linken Hand ist dem Herzen am nächsten. Blut aus ihm kann Hexen erlösen. Auch müssen gewisse Heilpflanzen mit der Linken gebrochen oder gesammelt werden.

Ich darf in diesem Zusammenhang jedoch an den Glauben erinnern, daß es unheilbringend sei, mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett zu steigen, oder den linken Schuh vor dem rechten anzuziehen.

Von dem eben Gesagten abgeleitet, hat sich bis heute der Jägerbrauch erhalten, Wild auf die rechte Körperseite zu legen. Es kehrt damit seine »schöne« Seite der Erde zu, aus der es hervorging und in die es schließlich wieder zurückkehrt.

Der Gruß »Weidmannsheil« ist Gruß und Wunsch zugleich und wird immer mit der rechten Hand ausgedrückt.

Auch die Reihenfolge des zur Strecke gelegten Wildes beginnt am rechten Flügel mit den stärksten – also »schönsten« Stücken. Ebenso wird das Jagdhorn rechts getragen, denn mit ihm wird begrüßt und gerufen. Die Waffe wieder wird links getragen, denn sie soll vor Unheil – wie z. B. dem Besprechen – behütet werden.

Aber auch der grüne Bruch etwa, ist nicht von ungefähr in das alte Jagdzeremoniell aufgenommen worden, spielt doch schon der belaubte Zweig im Volksglauben der Germanen und

auch anderer Völker als unheilabwehrendes Mittel eine große Rolle. Das gebrochene Reis ist auch uraltes Rechtssymbol und diese Bedeutung kommt dem Bruch in gewissen Belangen auch jagdlich zu.

Zwei Brüche sind es, die der Jäger trägt – den Beutebruch auf der rechten Hutseite und den Standesbruch, der auf der linken Hutseite getragen wird. Auf Bildern bei Lucas Cranach d. Älteren (1472–1553) und bei Jobst Amman (1539–1591) sind bei Darstellungen welche die Jagd betreffen, die Hüte der Jäger mit grünen Brüchen – oft auch in Kranzform – besteckt. Man muß annehmen, daß diesem Bruch unheilabwehrende Wirkung zugeschrieben werden muß, weil überall dort, wo diese Bekränzung zu sehen ist, eine Jagd auf Wildschweine abgehalten wird, die ja als besonders wehrhaftes Wild bekannt sind.

Ein Rest jener unheilabwehrenden Bekränzung kann wahrscheinlich aus einem alten Jägerbrauch ersehen werden, der sich bis heute noch in Unterkärnten erhalten hat. Dort wird am Sammelplatz der Jäger zur herbstlichen Treibjagd an manchen Orten von der Frau oder Tochter des Hauses, jedem Jagdteilnehmer ein kleines Blumensträußchen überreicht, das aus einem Blatt des Rosenkrautes, einer roten Nelke und etwas Blumenschleier besteht. Dieses Sträußchen wird an den Hut gesteckt und während der ganzen Jagd getragen. Blumensträußchen sehr ähnlicher Art, in der Regel mit einem duftendem Kräutlein, – wie etwa von Rosmarin – dabei, sind auch aus vielen Anlässen üblich und sollen Unheil abwehren.

Einen breiten Raum nimmt die Jagd auch in der Volkskunst ein. Jedem Sammler, Liebhaber und Interessenten von volkskundlichen Gegenständen begegnen immer wieder Darstellungen von Tieren und Jagdszenen.

Gerade beim frühen Jäger lassen Ritual und Magie eine Unmittelbarkeit in der Auffassung des Tieres oder zumindest des jagdbaren Wildes erkennen, die für uns unvorstellbar und in keiner Weise nachzuempfinden ist. In seinem Buch »Tier und Mythos« schreibt K. Sälzle, einer der führenden Jagdwissenschaftler: »Zweifello ist für die Menschen auf früher Kulturstufe das Tier stets Träger eines göttlichen Lebensgeheimnisses. Sie sehen in ihm noch das gleichberechtigte Du, auf das sie aber in ihrem Kampf um das nackte Leben angewiesen sind und das es aber zu versöhnen gilt, wenn man es zu töten gezwungen ist. Das Gefühl des Schuldbewußtseins ist es also, was auf derartigen primitiven Jagdvölkern gegenüber den gejagten Tieren lastet und das es in dieser oder jener Form zu beschwichtigen gilt.« Diese Achtung und Wertschätzung des Tieres steht in krassem Gegensatz zur Einstellung des zivilisierten Menschen späterer Kulturen. Die Gründe für das Schwinden der hohen Einschätzung des Tieres hängen unzweifelhaft mit dem Seßhaftwerden des Menschen zusammen, für den die Jagd als einzige Daseinsgrundlage durch die aufkommende Bodenwirtschaft immer mehr an Bedeutung verlor.

Wie wir daraus sehen, gab es eine deutliche Zäsur in der Menschheitsgeschichte, die einen entscheidenden Wandel in der Einstellung zur Jagd bringen mußte.

Zeitlich hat sich dieser Wandel etwa um die Wende des 5. Jahrtausends vor Christus vollzogen. Fügte sich der frühe Jäger organisch in die Natur ein, ergibt sich für den seßhaft gewordenen Bauern ein anderes Weltbild. Wohl löst auch er sich nicht aus dem Naturgefüge, aber er wird mit wesentlich anderen Naturelementen konfrontiert. Raum und Zeit gewinnen für ihn wesentlich an Bedeutung, Boden und Besitz müssen bestellt werden, um das Leben in der neuen Form zu sichern. Jahreszeiten und Wetter waren nunmehr die bestimmenden Fakten, die das Wachstum beeinflussten. Der Mensch jagt nun nicht mehr aktiv der Existenzgrundlage – also dem Wild – nach, sondern muß passiv warten, daß die Natur ihre segensbringenden Kräfte spendet.

Die Kunstäußerungen, wie wir sie als Volks- und Bauernkunst kennen, sind daher niemals rein ästhetisch, sondern symbolhaft, zweckbedingt und von magischem Bezug bestimmt.

Noch ein Faktor sei bei der Betrachtung der Darstellung von Tier und Jagd in der Volkskunst erwähnt: Die Jagd war seit eh und je Männersache und Frauen spielten bei allen Jagdvölkern eine sehr untergeordnete Rolle. Erst im Laufe der Menschheitsgeschichte mit dem Sesshaftwerden, entwickelte sich eine zunehmende Bedeutung der Frau im Rahmen des sozialen Gefüges.

Jagende Amazonen finden wir nur in den Feudalschichten, wo der Sinn für die tiefe Bedeutung der Jagd bereits verlorengegangen ist.

Bei Naturvölkern geht die Distanzierung der Frau von der Jagd oft so weit, daß sie nicht nur davon ausgeschlossen ist, sondern daß eine Begegnung mit ihr beim Auszug zur Jagd sogar als schlechtes Omen für den Ausgang derselben angesehen wird.

Aus diesem Grund müßte angenommen werden, daß gerade im volkstümlichen Bereich Jagddarstellungen ausschließlich an Gegenständen vorkommen, die für den Mann bestimmt sind.

Doch die Praxis zeigt, daß vielmehr das Gegenteil der Fall ist, denn eine große Zahl von Gebrauchsgegenständen der Frau zeigt Jagdbilder. Auf Holzbehältnissen zum Aufbewahren weiblicher Kleinigkeiten finden wir sie ebenso wie auf Truhen und Kästen, die den wesentlichen Bestandteil der Mitgift der Braut darstellen.

Die Erklärung für diesen scheinbaren Widerspruch ist sicher darin zu finden, daß dem Jäger in der Sinnsprache der Volkskunst ausgesprochen männliche Bedeutung zukommt. Er nimmt eine bevorzugte Stellung in der erotischen Phantasiewelt des Volkes ein. Die eben erwähnten weiblichen Sachgüter wurden jedoch in erster Linie von Männern gespendet und meist von ihnen auch hergestellt. Es ist dadurch nicht zu verwundern, daß Männer diese Gaben für ihre Liebsten und Bräute gerne mit einer Reihe von Sinnzeichen versahen, die ziemlich eindeutig verstanden werden müssen, denn in Fragen des Geschlechtlichen und des Werbens ist die bäuerliche Symbolik oft von einer uns derb erscheinenden Unverblümtheit und Offenheit.

Besonders in der Romantik wurde die Gestalt des Jägers in seiner Männlichkeit betont. Sein eindeutig erotischer Nimbus hat in vielen zeitgenössischen Volksliedern und Erzählungen seinen Niederschlag gefunden.

Bei den Jagddarstellungen der Volkskunst fällt zunächst auf, daß ihnen jegliches Pathos fehlt.

Immer bleiben sie auch für den Tierfreund vertretbar, in einem sehr positiven und eher hintergründigen Sinn.

Vergleichen wir dazu irgendein Jagdbild der Hochkunst, etwa die Jagdgemälde von Jan Fyt und Frans Snyders, so lösen diese beim Betrachter sicher ganz gegenteilige Gefühle aus. Dort bewegt sich Wild voll starker Dramatik und es wird eine Situation verherrlicht, bei der die Lust zu jagen im Vordergrund steht.

Das Tier erscheint gehetzt, verwundet, einer Meute von Hunden hilflos ausgeliefert, Spielball einer grausamen, menschlichen Laune.

Als Grundprinzip der volkstümlichen Jagddarstellung zeichnet sich deutlich eine einfache Gruppe ab: der schießende Jäger und der Hirsch. Diese Leitgruppe zieht sich mit Beharrlichkeit durch die Volkskunst Mitteleuropas.

Natürlich war nicht die Wirklichkeit Vorbild dieser Jäger-Hirsch-Darstellungen, denn dazu war der Hirsch der bäuerlichen Jagd von vornherein zu weit entrückt.

In der fast mystischen Gestalt des Hirsches konzentriert sich das stets lockende Geheimnis des Waldes, wobei durch das Gesetz, das dem Bauern ein Erlegen unmöglich machte, dieses Wild noch mehr ins Unwirkliche entrückt wurde.

Der Mythos des Hirsches reicht vom schlangentötenden Tier bis zum Sinnbild der Erlösung in der Heilslehre des Christentums.

So wird der Hirsch zum Sinnbild des Überwinders, des Siegers und der Erlösung. So ist auch die Legende der Jägerheiligen – des hl. Eustachius und des hl. Hubertus – zu verstehen, denen sich der Hirsch mit dem strahlenden Kreuz zwischen dem Geweih zeigt, dem Symbol jener Mächte, die er verkörpert.

Daraus ist auch zu verstehen, warum die Szene von Hirsch und Jäger häufig Eingang in die vorweihnachtlichen Krippen findet.

Der Szene der Erlösung des Menschen durch die Geburt Christi gesellt sich die Szene der Hirschjagd als Symbol der Heilserwartung hinzu. Die Jäger-Hirsch-Szene kann aber auch die Bedrohung des Guten durch das Böse symbolisieren. In diesem Fall ist es meistens nicht der Jäger, sondern ein Hund, der den Hirsch verfolgt.

Dazu gehört auch die Vorstellung von der »Wilden Jagd«, die in der Fantasie des Volkes in stürmischen Nächten Unruhe stiftend vorüberbraust. Hier konzentriert sich die sinnlose, die negative Jagd. Sie ist nur Bewegung, nicht zielstrebiges Jagen nach einem Wild.

Nach der Vorstellung der Volkssagen geht man dem wilden Heer aus dem Wege – so wie es der Bauer bei den seinerzeitigen Hetzjagden getan haben mochte.

Man überläßt die wilden Reiter ihrem Schicksal und schließt Türen und Fenster in den stürmischen Nächten.

Diesen Nachtgestalten dient kein Hirsch als Symbol des Hellen als Sinn, Zweck und Erlösung ihrer Jagd.

Soweit einige Bemerkungen zu Jäger und Jagd als Kulturträger. Gestatten Sie mir, mich jetzt dem Jäger und der Jagd der Gegenwart zuzuwenden:

Im »Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen«, schrieb Georg Ludwig Hartig im Jahre 1812:

»Die Jägerey ist eine Wissenschaft, welche zum Gegenstand hat: die schädlichen, wilden Tiere auf eine geschickte Art zu vermindern oder ganz zu vertilgen, hingegen nützlich Wild in beliebiger Menge zu erzielen, gegen nachtheilige Ereignisse zu beschützen, kunstmäßig zu fangen, oder zu erlegen und bestmöglich zu benutzen« –

Und nun vergleiche man damit ein Handbuch über die Jagd von heute oder mit einem Jagdgesetz!

Wie ganz anders lauten da die Worte, die heutzutage jede ernstzunehmende Druckschrift über die Rechte und Pflichten eines Weidmannes einleiten.

Nicht mehr das Jagen steht an erster Stelle, sondern das Hegen. Auch ist nirgends mehr von der Ausrottung »reißenden Getiers« zu lesen, vielmehr werden ernsthaft die Möglichkeiten zur Erhaltung des Raubwildes, ja selbst zur Wiedereinbürgerung von Luchs, Bär und Wildkatze erwogen. Man denkt auch nicht mehr daran, sogenanntes »nützlich Wild«, wie Hirsch, Reh und Hase in beliebiger Menge heranzuhegen, weil sich eine derartige Überhege nach inzwischen gemachten Erfahrungen mit dem Hegeziel eines gesunden, vielartigen Wildbestandes ebensowenig verträgt wie mit der Rücksichtnahme auf eine nutzbringende Land- und Forstwirtschaft.

So gravierend haben sich innerhalb weniger Menschenalter, – eigentlich erst seit der Wende zum 20. Jahrhundert – die Grundsätze der sogenannten Weidgerechtigkeit nach Moral und Praxis geändert.

Auch der Umdenkungsprozeß in der Jägerschaft in bezug auf das »schädliche Wild«, kann weitestgehend als fortgeschritten angesehen werden, wobei Ausnahmen natürlich immer wieder vorkommen können.

Und wenn in einem Artikel einer angesehenen deutschen Jagdzeitung des Jahres 1898 unter redaktioneller Verantwortung ein »neues« Punktesystem zur finanziellen Prämierung des Abschusses bzw. der »Vertilgung schädlichen Getiers« propagiert wurde, so kann man im heutigen Jagdsystem weitestgehend eine Abkehr von diesem Gedanken erkennen. Interessehalber sei angeführt, daß in dieses Punktesystem so ziemlich die ganze Säugetier- und Vogelfauna ab Mauswiesel bis Raubwürger und Blauracke eingeschlossen war, daher als »schädlich« galt und gegen Schußgeld bekämpfungswürdig aufschien. Das sogenannte »Nutzwild« war davon natürlich ausgenommen.

Adler, Geier, Milane, Eulen, Schwäne und Reiher waren in dieses Punktesystem ebenso mit einbezogen wie Wildkatze und Fuchs, Marder und Otter. Ja selbst Kiebitz und Säbelschnäbler waren mit 8 strafbaren Punkten versehen. Kein Wunder also, daß man nach der Denkungsweise dieser Zeit selbst Abschüsse fütternder Altvögel vom Horst als weidmännisch unbedenklich empfand.

Noch um 1880 wurde beispielsweise Kronprinz Rudolf auf Grund der damaligen jagdlichen Geisteshaltung zu Abschüssen von Seeadlern, Löfflern und Edelreihern geführt. Und aus eben dieser geistigen Einstellung ist es zu verstehen, daß die Taten des heute berühmten Adlerjägers Leo Dorn gerühmt wurden, der in den bayrischen Alpen über 100 Steinadler zur Strecke gebracht hatte.

Dieses Beispiel einer versuchten Einteilung nach menschlichen Maßstäben in bezug auf Nützlichkeit und Schädlichkeit der Tiere zeigt wohl am deutlichsten, welche bedeutende aber auch verheerende Rolle der Jäger als Regler der freilebenden Tierwelt zu spielen vermag.

Der Jäger von heute hat – und das vielfach auch auf Grund wissenschaftlicher Forschungsergebnisse – erkannt, daß ein artenreicher Wildstand zu erhalten ist, was selbstverständlich auch die maßvolle Schonung des Raubwildes einschließt.

Betrachtet man die Liste der jagdbaren Tiere in Österreich, so findet man darin 36 jagdbare Wildarten. Nimmt man als Beispiel das Land Niederösterreich heraus – weil es das einzige Bundesland ist, wo sämtliche Wildarten Österreichs vorkommen –, so findet man 20 Wildarten davon ganzjährig geschont. Das sind über 50 Prozent. Daraus ist wohl unschwer zu erkennen, wie verantwortungsbewußt der Jäger von heute die wildlebenden Tiere bewirtschaftet.

Die Jagd – eine Analyse im Zerrbild unserer Zeit

Der große spanische Philosoph Ortega y Gasset hat geschrieben: »Der Mensch lebt, weil er jagt.« Doch immer häufiger wird heute – und das weltweit – der Ruf zur Abschaffung der Jagd hörbar. Und dabei drängt sich die Frage auf: »Kann der Mensch leben wenn er nicht mehr jagt?« Sicher muß diese Frage bejaht werden, denn die Jagd wird heute nicht mehr wie in früheren Zeiten in erster Linie aus Gründen der Nahrungssicherung ausgeübt. Und hier drängt sich die zweite Frage auf: »Warum jagen wir dann überhaupt noch?«

Vielleicht sollte in diesem Zusammenhang vorerst einmal der jetzige Standort des Jägers fixiert werden. Die Überlebenschance des Wildes ist heute zum Großteil in die Hand des Jägers gelegt. Es ist auf seine Freude am Jagen und Beuten angewiesen und darauf, daß er das Wild in einer zu dessen Ungunsten veränderten Umwelt hegt und daß er den Lebensraum des Wildes bewahren hilft. Teils mit viel persönlichem Einsatz und teils mit beträchtlichen Geldmitteln.

Wie eminent wichtig die Lebensraumerhaltung für das Wild ist, soll hier mit einigen Daten veranschaulicht werden.

Durchschnittlich kommen auf einen Hektar (also 100 x 100 Meter) Grundfläche in Österreich 41 Laufmeter fahrbare Forststraße und durch unüberlegte Grundstückszusammenlegungen gehen pro Hektar etwa 120 Quadratmeter an Feldrainen verloren. Hier setzt eine der Tätigkeiten des Jägers ein – die Schaffung von Hegeinseln, die Aufforstung von Ödland- und Brachflächen, die Begrünung von Böschungen und die Revitalisierung von Feuchtbiotopen. Gerade die Feuchtgebiete sind einige der empfindlichsten und der am meisten bedrohten Bestandteile unserer Flora.

Diese Biotope, denen seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden Wasser entnommen wurde, die seit Jahrzehnten Verunreinigungen ausgesetzt sind, erleiden zur Zeit eine Rückbildung und eine Beeinträchtigung, deren Folgen noch nicht abzuschätzen sind. Feuchtgebiete beinhalten eines der wichtigsten Elemente zum Leben – das Wasser. Somit stellt ein Feuchtgebiet eine Oase dar, in der es nur so wimmelt von unzähligen Lebewesen, Pflanzen und Tieren.

In diesem elementaren Medium nun – mag es klar, reißend, träge, trüb, süß, brackig oder salzig sein – lebt eines der reichhaltigsten Gemische von Tier- und Pflanzenarten, die es auf dieser Welt gibt. Viele davon können überhaupt nur dann fortbestehen, wenn ihnen diese Lebensräume erhalten bleiben.

Auch für den Vogelzug sind Feuchtgebiete wichtige Etappen, die Gänsen, Enten und Sumpfvögeln nicht nur als Nistplätze oder zum Überwintern, sondern auch als Durchgangsstationen dienen, an denen sie während des Vogelzuges oft über längere Zeit Quartier nehmen, um sich auszuruhen und nach Nahrung zu suchen. Da das Verschwinden bestimmter Feuchtgebiete einen empfindlichen Einschnitt in die Zugbahn der Vögel bedeuten würde und eine Dezimierung oder gar die Ausrottung von Vogelarten zur Folge hätte, trachtet der Jäger – in Zusammenarbeit mit dem Naturschutz-Feuchtgebiete, wo immer es möglich ist, zu erhalten.

Wer auf dem Lande lebt, spürt wie die Veränderungen der Umwelt mit brutaler Deutlichkeit um sich greifen. Die Städte weiten sich bis in die ländlichen Zonen aus oder bilden Satelliten an den unerwartetsten Stellen.

Die Landwirtschaft wird immer mehr von der Massentechnologie und von einer industriellen Betrachtungsweise beherrscht, die Mensch und Tier verreibt und das Landschaftsbild durch Roden von Baumhecken, Trockenlegung von Sümpfen und Kanalisierung der Flüsse verändert. Letztere Maßnahme hat ja auch nicht unwesentlich zum erschreckenden Rückgang des Fischotters und der Trappe beigetragen.

Mit dem Bevölkerungszuwachs kam dann die Verwendung chemischer Produkte wie etwa der Unkraut- und Schädlingsvertilgungsmittel. Die Technik wieder hat unser Kommunikationswesen und unsere Verkehrsmittel verfeinert und damit eine gegenseitige wirtschaftliche Abhängigkeit geschaffen, wie sie niemals zuvor bestanden hat. Wir wissen natürlich, daß das Leben kein starrer Zustand, sondern ein fließender Vorgang ist. Ob wir ein Einzelwesen betrachten, eine bestimmte Tier- oder Pflanzenart oder eine ganze Lebensgemeinschaft – was wir sehen ist immer nur eine Momentaufnahme. Nur weil für die natürliche Evolution »tausend Jahre wie ein Tag sind«, kommt uns manches ewig vor.

Seit wir Kulturmenschen in unsere Umwelt kräftig eingreifen – ein paar tausend Jahre erst, und erst seit kaum 100 Jahren mit Maschinen und Motoren – geht alles schneller.

Für viele unserer Mitgeschöpfe viel zu schnell, sodaß sie den Anpassungs-Wettlauf mit den veränderten Lebensbedingungen verlieren. Das Übel ist dabei nicht, daß wir unsere Umwelt beeinflussen – das tun alle Lebewesen auf ihre Art –, sondern daß wir es in lebensgefährlichem

Tempo tun. Und dieses lebensgefährliche Tempo etwa kostet unseren Wildtieren jährlich durch den Straßenverkehr gewaltige Verluste. So verursachen Begegnungen zwischen Kraftfahrzeugen mit Wildtieren im Jahr auf Österreichs Straßen durchschnittlich 200 Verkehrsunfälle. Der dabei entstehende materielle Schaden wird auf 100 Millionen Schilling geschätzt. Doch was viel schlimmer ist – es sind jährlich etwa 3 Tote und 300 Verletzte zu erwarten. Auch hier versucht der Jäger, etwa durch das Anbringen von Wildwarnreflektoren nach Kräften die Verlustziffern in Grenzen zu halten. In jüngster Zeit wurde seitens der Zentralstelle Österreichischer Landesjagdverbände in Zusammenarbeit mit dem Forschungsinstitut für Wildtierkunde ein Plan für Gebiete mit erhöhtem Wildwechsel ausgearbeitet, der Grundlage für das Setzen von Wildzäunen bilden soll, die seitens des BM für wirtschaftliche Angelegenheiten errichtet werden sollen. Die aufgewendeten Geldmittel werden 20 Millionen Schilling betragen. Wie notwendig diese Maßnahme ist, zeigen in erschreckendem Ausmaß die in den letzten Jahren veröffentlichten Statistiken, die jährlich weit über 100 000 Stück durch den Verkehr »erlegtes« Wild ausweisen. Dabei halten Rehe und Hasen mit je 50 000 Stück pro Jahr auf Österreichs Straßen den traurigen Rekord.

Ein weiteres Problem – das Tiefschneefahren – tritt immer mehr in den Vordergrund. Diese Unsitte ist vor allem in letzter Zeit nicht nur zu einer Wald- sondern auch zu einer Wildbedrohung geworden. Das Tiefschneefahren – so haben Wissenschaftler festgestellt – stört etwa das Rehwild weitaus nachhaltiger, als zum Beispiel der Lärm in der Nähe eines Flughafens.

Der Grund liegt darin, daß ein geübter Schifahrer sich dem Wild schneller und lautloser zu nähern vermag, als etwa der im Verhalten der Tiere »einprogrammierte« natürliche Feind.

Besonders störend und nachhaltig wirken sich jedoch nächtliche, nach ausgedehnten Zechtouren zumeist lärmende Abfahrten ganzer Schifahrergruppen aus. Bei der mühsamen Flucht des Wildes durch den Schnee verbraucht dieses weit mehr Energie, als es an Nahrung wieder aufnehmen kann. Die Folgen solcher wiederholter Störungen wirken sich durch Abwandern des Wildes in noch ungestörte Gebiete aus, in denen dann ein starker Anstieg von Verbißschäden zu verzeichnen ist.

Wie aus dem eben erwähnten Problem – Wildtod auf der Straße und der Gefahr für das Wild durch Tiefschneefahren – ersehen werden kann, wird es für den Jäger – da er unmittelbar einzugreifen ja nicht in der Lage ist – immer schwieriger, den gesetzlichen Auftrag, einen angemessenen »artenreichen und gesunden Wildstand« zu erhalten, auch zu erfüllen. Es wird von Jahr zu Jahr schwieriger, die Lebensräume der Wildtiere vor der rigorosen menschlichen Nutzung zu sichern. Wildtiere können nur existieren, wenn sie ein Mindestmaß an Nahrung, Ruhe und Deckung vorfinden. Seit vielen Jahren schon greifen deshalb die Jäger aktiv in die Landschaftsgestaltung durch Verbesserung der Lebensräume für viele Wildtiere ein.

Dies ist allerdings in einem dicht besiedelten Land, wie es Österreich ist, wo die Land- und Forstwirtschaft bei intensivster Bodennutzung höchste Rendite anstreben, wo Straßenbau, Industrie und Wohngebiete massiv in die Landschaft eingreifen, nicht einfach. Dennoch versuchen dies Jäger und Landesjagdverbände wo immer es nur möglich ist. Unter beträchtlichem finanziellen und zeitlichem Aufwand werden so Sumpf- und Feuchtgebiete erhalten, werden Grenzertragsböden dazugepachtet um Äsungspflanzen auszusetzen, Ödland wird aufgeforstet und Hegeinseln angelegt. Alles Aktionen, die zwar auch der Erweiterung des beträchtlich geschmälernten Äsungsangebotes für das Wild dienen, aber doch in gewissen Gebieten meist die einzigen Zonen darstellen, wo auch eine zahlreiche Kleintierfauna wie Insekten, Lurche, Singvögel, Kleinsäuger und Igel Nutznießer sind.

Die populationsdynamischen Untersuchungen zeigen, daß durch eine weitere Beschränkung der pfleglich betriebenen Jagd eine Wildart nicht vermehrt werden kann.

Ich denke dabei an die Großtrappe, die noch im Osten unseres Landes heimisch ist. Trotz jahrzehntelanger, ganzjähriger Schonzeit ist eine ständige Abnahme dieser Wildart zu verzeichnen. Die Erhaltung der Restbestände der Großtrappe in Niederösterreich und Burgenland ist der gesamten österreichischen Jägerschaft ein vorrangiges Anliegen, ebenso wie der Niederösterreichischen Landesregierung, dem Naturschutzbund und dem World Wildlife Fund Österreich. Alle eben genannten Interessensgruppen unterstützen unter wissenschaftlicher Leitung des Instituts für Öko-Ethologie die Sicherung geeigneter Lebensräume für diesen einzigartigen europäischen Steppenvogel durch Anpachtung von sogenannten Trappenschutzäckern bereits seit mehreren Jahren.

Laut Zwischenbericht der Wissenschaftler, die eine Biotopverbesserung als einzig erfolgversprechende Schutzmaßnahme für die Großtrappe bezeichnen, erfolgte eine sehr gute Annahme der etwa 17 Hektar Ackerfläche durch die Trappen, was sicherlich auf die äußerst behutsame Bearbeitung der Felder und auf die mosaikartig verzahnte, hinsichtlich Pflanzensammensetzung, Wuchshöhe, Wuchsdichte und –struktur besonders vielfältige Vegetation zurückzuführen ist. Die Großtrappen finden auf den ihnen angebotenen Äckern vor allem Ruhe, vielfältige und unvergiftete Nahrung, Schutz vor Erntemaschinen und sonstigen Negativfaktoren. Aus der Forderung der absoluten Ruhe sind nur wenige Personen mit dem Schutzprojekt befaßt. Eine ständige wirksame Betreuung ist ausschließlich mit der aktiven Hilfe einer engagierten Jägerschaft und den Grundbesitzern gewährleistet.

In diesem Zusammenhang muß auch die enorme Bedeutung der Wissenschaft für den Jäger hervorgehoben werden.

Längst schon hat der Jäger erkannt, daß er viele der ihn bedrängenden Fragen, die aus der heutigen Umweltproblematik auch für die Wildfauna entstehen, empirisch nicht mehr lösen kann und auf die Hilfe der Wissenschaft angewiesen ist.

Seit vielen Jahren fördert daher die österreichische Jägerschaft die wildwissenschaftliche Forschung, seit vielen Jahren werden Forschungsaufträge vergeben und immer enger wird die Zusammenarbeit der Jagdverbände und ihrer Gliederungen mit den Vertretern der Wild- und Jagdwissenschaft.

Vordringliche Aufgabe der wildwissenschaftlichen Forschung muß es daher sein, möglichst ganzheitlich die vielseitigen Beziehungen im Mensch-Tier-Umweltgefüge zu erfassen. Dazu gehören vor allem die Wechselbeziehungen zwischen Waldsterben und Wildtieren, die Wildschadensproblematik, Rückgangsursachen gefährdeter Wildtierarten, der Einfluß differenzierter Landnutzungsformen auf die Lebensraumqualität für Wildtiere, die Erstellung praxisbezogener Regionalplanungskonzepte zur Vermeidung von Wildschäden und eine ökologisch orientierte Wildbewirtschaftung unter Einbeziehung von Land- und Forstwirtschaft, Tourismus, Verkehr, Industrie und dergleichen.

Weitgestreckt sind die Ziele und Aufgaben des Jägers, die er unter Zuhilfenahme der Erkenntnisse der Wissenschaft zu erreichen trachtet und allen Aktivitäten liegt die Hege des Wildes, die Erhaltung seines Lebensraumes und die Erhaltung eines artenreichen Wildstandes zugrunde.

Warum beinhaltet trotzdem die Jagd Momente, die den Jäger für viele Menschen zum »Bambimörder« stempeln? Nun, der wesentlichste Punkt dabei ist wohl die Tatsache, daß es bei der Jagd unausweichlich darum geht, daß Tiere getötet werden. Dabei berücksichtigen jene Menschen, die der Jagd feindlich gegenüberstehen offenbar nicht, welche enge Verbindung zwi-

schen Leben und Tod besteht und viele sind sich auch nicht der Tatsache bewußt, daß der Tod die absolute Voraussetzung für jede Form des Lebens ist. Mit anderen Worten: jedesmal, wenn wir eine Mahlzeit einnehmen, muß dafür etwas sterben – eine Pflanze oder ein Tier. Der Jäger erlegt also ein Tier, aber er unterscheidet sich vom Wildbretessenden Nichtjäger nur dadurch, daß er keine Mittelperson braucht. Die Anerkennung dieser grundlegenden Fakten wäre allein Grund, die Jagd auch heute noch zu akzeptieren.

Wer sich dazu befugt glaubt möge urteilen, welcher Unterschied zwischen der moralischen Schuld des Jägers und derjenigen des Menschen besteht, dessen Fleischbedarf den Beruf des Fleischhauers am Leben hält.

Seit Urzeiten wird zwischen den Arten und zwischen Individuen der gleichen Art – einschließlich der Menschen – ein unablässiger Kampf um den Lebensraum geführt.

Die aus den Aktivitäten des Menschen resultierende Lage ist dabei so, daß bestimmte Wildarten überhandnehmen und in krassen Konflikt mit den land- und forstwirtschaftlichen Interessen des Menschen geraten würden, wenn die Jagd hier nicht regulierend eingriffe.

Würde die Jagd, wie etwa in einem bestimmten Teil der Schweiz, nicht mehr ausgeübt werden, würde erfahrungsgemäß zweierlei eintreten: eine rapide Vermehrung bestimmter Wildarten, die wahrscheinlich zu einer ökologischen Katastrophe führen würde, und – bzw. oder – eine unkontrollierte Wilderei.

Außerdem hat die Erfahrung eindeutig bewiesen, daß die wirksamste und auch die den Steuerzahler am wenigsten belastende Methode darin besteht, es dem selbst daran interessierten, geübten und geschulten Jäger – der sich dabei an einsichtsvolle Jagdgesetze hält – zu überlassen, für das Gleichgewicht unter den Tierpopulationen und den erforderlichen Schutz zu sorgen. Fünf Gründe sind es vornehmlich, die den Nutzen der Jagd deutlich machen:

1. Die Jagd trägt heute in entscheidendem Maße dazu bei, die Lebensgrundlagen des Wildes zu sichern und zu verbessern.
2. Ohne Jagdausübung würden manche Wildarten in der Land- und Forstwirtschaft große Schäden verursachen (z. B. Rot- und Rehwild in den Forstkulturen, Wildschweine in den Feldern).
3. Ohne Jagdausübung würden sich Wildarten zu stark vermehren. Der vorhandene Überschuß an Wild wird daher vom Jäger verantwortungsbewußt geerntet. Zugleich wird auf diese Weise verhindert, daß andere Todesfaktoren (z. B. Krankheiten) wirksam werden, die den Zusammenbruch der Wildbestände zur Folge haben könnten (z. B. Schweinepest bei Wildschweinen, Gamsräude, Myxomatose bei Wildkaninchen).
4. In der heutigen Kulturlandschaft sorgt die Jagd für stabile und gesunde Wildbestände. Dies gilt insbesondere für Arten, die keine natürlichen Feinde mehr haben wie Wolf, Luchs, Bär.
5. Auch ohne Jagdausübung würde das Wild nach Ablauf der Lebensdauer verenden, wobei das Wildbret jedoch ungenutzt verloren ginge.

Zur Jagd als Wirtschaftsfaktor wäre anzumerken, daß Österreich eine Gesamtjagdfläche von etwa 8,3 Millionen Hektar besitzt. Auf diesem Gebiet werden jährlich etwa 40000 Stück Rotwild, 200000 Stück Rehwild, 25000 Stück Gemsen, 4000 Wildschweine, 300000 Hasen und 400000 Fasane jagdlich genutzt.

Dies ergibt ein jährliches Aufkommen von etwa 8 Millionen Kilogramm Wildfleisch, das in den Handel kommt. Der Erlös dafür beträgt rund 400 Millionen Schilling.

Nicht unwesentlich für die Volkswirtschaft sind auch die von den etwa 105000 Jägern Österreichs geleisteten finanziellen Aufwendungen. So werden jährlich 500 Millionen Schilling an Pachtschilling, 2300 Millionen Schilling für den Jagdbetrieb, 1600 Millionen Schilling für Löhne

und Gehälter, 500 Millionen Schilling für Steuern und Abgaben und 100 Millionen Schilling für Ausbildung und sonstiges bezahlt. Insgesamt fließen von der österreichischen Jägerschaft somit jährlich rund 5 Milliarden Schilling in die Wirtschaft.

Auch die Arbeitsplatzsicherung durch die Jagd erscheint nicht unwesentlich. So sind mehr als 4000 Personen in der Jagdwirtschaft hauptberuflich tätig. Dazu kommen noch etwa 12000 Jagdaufseher. Auch unzählige Folgebetriebe und ihre Beschäftigten sind direkt oder indirekt mit der Jagdwirtschaft verbunden, wie etwa Gerbereien, Präparatoren, Wildbrethändler, Büchsenmacher usw. Mit Recht kann also gesagt werden, daß die Jagdwirtschaft eine Vielzahl von Arbeitsplätzen sichert.

Nach diesem kleinen Ausflug in den wirtschaftlichen Bereich der Jagd soll ein kurzer Ausblick auf das Jahr 2000 und darüber hinaus den Bericht abschließen.

Vordringliche Aufgabe der Jägerschaft muß es außer den bereits ins Treffen geführten Aktivitäten sein, unseren Wald als unentbehrliche Lebensgrundlage unseres Wildes zu erhalten helfen. Wegen der hohen Aktualität in weiten Bevölkerungskreisen muß zu allererst die fälschliche Meinung korrigiert werden, daß das Wild Mitverursacher der in unseren Wäldern auftretenden Immissionsschäden ist. Der Ernst, die Problematik und die Komplexibilität der Waldschäden sind der Jägerschaft völlig bewußt. Daher leistet sie bei der langfristigen Sicherung der heranwachsenden Jungwaldbestände im besonderen im Schutz- und Bannwaldbereich durch gezielte Maßnahmen ihren Beitrag zur Erhaltung eines gesunden Waldes. Diese Maßnahmen können aber längerfristig nur positiv greifen, wenn auch flankierende Maßnahmen in anderen Bereichen gesetzt werden.

Darunter fallen aus jagdlicher Sicht insbesondere die Vermeidung von Störungen in den Wildeinständen (Auslösefaktor für Wildschäden), die Schaffung von kleinräumigen Ruhe-zonen sowie die Verhinderung des touristischen Schiffahrens in Jungkulturen – was übrigens nach dem Forstgesetz verboten ist. Habe ich zu Beginn davon gesprochen, daß der Jäger ursprünglich von seiner Umwelt bestimmt wurde, so ist es heute so, daß der Jäger zum Fortbestand der Umwelt und damit des Lebensraumes des Wildes, alle Kräfte einsetzen muß, um die Umwelt lebenswert und einen artenreichen Wildstand zu erhalten. Und umso näher die Jahrtausendwende rückt, umso mehr wird die Jägerschaft ihre Aktivitäten erhöhen müssen. Dabei muß uns bewußt sein, daß es uns alleine nicht gelingen wird, das angestrebte Ziel zu erreichen.

In Zukunft müssen alle Kräfte aufgeboten werden, um dem negativen Einfluß der Industrialisierung und der menschlichen Bevölkerung auf die wildlebende Fauna und Flora entgegenzuwirken.

Man braucht nur an die Umweltverschmutzung, die Trockenlegungen, die Ausbreitung der Städte und die damit Hand in Hand gehenden Verwüstungen zu denken, um sich ein Bild von dem zu machen, was uns in Zukunft erwartet.

Solange es die Jagd geben wird – das heißt, solange der Jäger einer Tätigkeit nachgehen darf, die auf einen bewußten oder unbewußten angeborenen menschlichen Instinkt zurückgeht –, wird sich der einzelne Jäger in einer seiner stärksten Motivationen bestärkt sehen, die ihn dazu antreiben, sich der Hege der freilebenden Tiere und der Erhaltung ihres Lebensraumes anzunehmen. Die Gesellschaft besitzt damit eine ihrer dynamischsten Kräfte, die jetzt und in Zukunft im Rahmen des Naturschutzes wirken und wirken werden.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1989

Band/Volume: [1989](#)

Autor(en)/Author(s): Nussbaumer Johann

Artikel/Article: [Die Jagd an der Schwelle zum 3. Jahrtausend - Zielsetzungen, Aussichten, Perspektiven 280-290](#)